

Die Ueberschwänglichen

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 15

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574299>

Nutzungsbedingungen

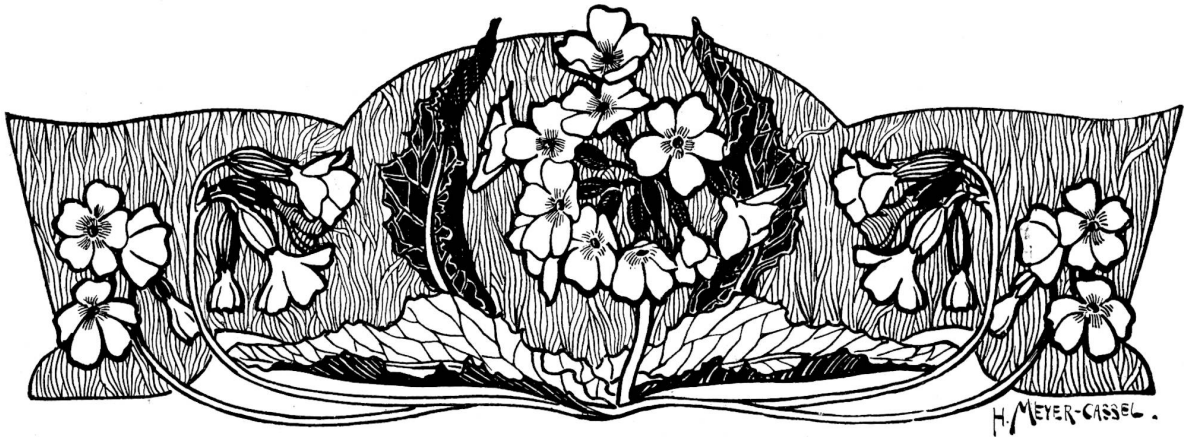
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Heberschwänglichen.

Novelle von Hermann Stegemann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

„So, nun laß uns tauschen, Heidi“, sagte Gustav mit leiser Stimme und trat neben die Schwester. Adelheid zögerte einen Augenblick, ehe sie sich ihm zuwandte, so fest und dicht umspann sie das Traumnetz des sonnigen Märzorgens. Noch eine Weile sah sie blicklos, mit großen Augen, in das Thal hinab, dann richtete sie sich auf und erwiderte:

„Ein schlechter Tausch, Gusti. — Sieh nur, wie friedlich das Thal daliegt! Wie das Städtchen so hübsch sich auf dem Hügel zusammendrängt! Und dort unsere Fabrik am Kanal, sieht sie nicht aus wie ein Kloster mit ihrem Zwiebeltürmchen und den weißen, sonnebeschieneren Mauern? Es ist schon ganz grün am Flusse, und wie er gelb glänzt dort, wo er aus dem Schatten des Gehölzes tritt. Man atmet ordentlich auf. Es ist, als ob die Sonntagsglocken die Luft gereinigt hätten.“

Sie schwieg und umfaßte das Thalbild mit sehnsüchtigen Blicken. Gustav lächelte. Es war ein schwermütiges Lächeln, das leise um den Mund zitterte und dann in seinen Augen haften blieb. Ein leichter Schimmer von Röte lag auf seinen stets so blassen Wangen und noch dichter neben die Schwester tretend, legte er die Linke auf die Banklehne und bot ihr die Skizzenmappe, aus der es bunt aufleuchtete.

„Du schildest besser wie mein armseliger Pinsel, Heidi, aber nun mußt du es doch betrachten. Gib mir dein Tagebuch.“

Da reichte sie ihm das schwarzgebundene Heft, das aufgeschlagen auf der Bank gelegen hatte. Der Wind war mit Neugier daran gegangen Blatt um Blatt umzuwenden und im letzten Augenblick, als der Bruder schon die Mappe an das Buch getauscht hatte, sagte Adelheid hastig:

„Aber nur die letzte Seite, nur was ich hier oben geschrieben habe.“

„Hier oben“, wiederholte er und warf noch einen Blick über das Buch hinweg. Sie saßen nun nebeneinander auf der Bank unter dem Nußbaum. Die Amseln hüpfen in dem schwarzen Geäst und nur der Buchenwald auf der Höhe des Hügelrückens, der sich sanft ins Thal abdachte, schimmerte in einem zarten, grünen Hauch. Frische Farben zeigten die Matten und in der aufgebrochenen Ackerscholle rannten die Haubenlerchen zierlich umher zu zweien. Die weiße Mauer des großen Gartens, des ersten, der an der Hügellehne angelegt worden war, blendete Gustavs Augen. Er zuckte nervös mit den Lidern.

Da sprach Adelheid leise:

„Du träumst, ich seh' dir's an. Wach auf, wir sind's, nur wir. Wir sitzen wieder hier oben auf dem Florimont, sehen wieder das Städtchen mit seinen dunklen Dächern und das Thal. Und auch der Fluß ist noch da, der Eisenbahndamm, alles wie sonst.“

Es war ein zärtlicher Ton in ihrer Stimme, und als er plötzlich schwer atmend den Mund öffnete und die Farbe wechselte, fragte sie hastig:

„Was ist dir, wieder das Herzklopfen?“

Er lächelte, aber diesmal nur mit den Lippen. In den Augen flackerte es ängstlich auf. Dann entgegnete er leise:

„Nichts, nur das alte Herzklopfen. Aber wir vergessen ja alles, du das Schauen, ich das Lesen. Ein Tagebuch ist doch so etwas wie ein Geheimnis.“

„Das Tagebuch einer Zweiundzwanzigjährigen, Gustav, vergiß das nicht,“ flüsterte sie.

„Und die Skizzenmappe eines Zwanzigjährigen. Und der ist ein Dilettant.“

„Dilettanten sind wir beide“ entgegnete sie und versuchte einen Scherz zu machen aus der bitteren Antwort und als sie sah, daß der Bruder ihre letzten Worte überhört hatte, atmete sie erleichtert auf, denn kaum war ihr das Wort über die Lippen gesprungen, da reute es sie. Sie hätte ihm doch nicht erklären dürfen, wie es gemeint war. Eine Dilettantin des Lebens, so etwa hatte sie gedacht, ein Menschenkind ohne große Pflichten und Beruf, nur dazu da, aus Liebe zum Leben mitzuleben.

„Aber du siehst ja mein Aquarell gar nicht an?“ tönte Gustavs Stimme jäh in ihr Sinnen und sie fuhr auf, wie über einem Unrecht ertappt.

„Verzeih, Gustav, ich, ich will mich nur sammeln.“ Ach, die Lüge ward ihr leicht, denn jetzt wußte sie, daß sie ja keine Dilettantin war, die Stimme neben ihr hatte es ihr gesagt. Und die große, eifersüchtige Liebe für den Bruder quoll übermächtig in ihr auf, wie ein Quell, der plötzlich aufspringt. Und so hoch ging die Flut in ihrem Innern, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

Mit unsicheren, verdunkelten Blicken suchte sie in der Mappe auf ihrem Schoß.

Gustav las, anfangs nur zerstreut den Zeilen folgend, bald aber mit innerer Teilnahme und schließlich bewegte er die Lippen und flüsterte die Sätze vor sich hin:

„Es war nur ein Fremder mehr, einer von den Menschen, die einem an einem Gesellschaftsabend oder auf einer Reise begegnen. Papa hält ihn für einen außerordentlich begabten Beamten. Noch so jung und schon Amtsrichter. Aber was will das heißen? Er wird bald werden wie wir andern auch, ein wenig Spinnweb mit sich herumtragen, das er an unsern Stadtmauern aufgelesen hat; er wird die Mappe des Bezirksamts sehnsüchtig erwarten, sie hastig durchblättern und dann enttäuscht beiseite legen. Denn nahe, ganz nahe bringt einem doch kein Journal das Leben. Da werde ich wieder überschwänglich. Aber auch das wird man hier in dem stillen Ort, dem grünen Thal, in dem die Lokomotive sich immer noch wie etwas Fremdes ausnimmt. Wenn ich eines Morgens beim Aufstehen sähe, daß aus unserer Fabrik ein Kloster oder ein Stift geworden wäre, es würde mich nicht wundern. Nur eines weiß ich nicht recht: bin ich allein so in einem Zustand zwischen Wachen und Träumen und geneigt alles vom Herzen aus zu sehen oder ist es wirklich die Umgebung? Wenn ich daheim sitze und nichts sehe als die vier Wände und das Abdampfrohr vor dem Fenster, wenn ich das taktmäßige Pusten und die Spinnmaschinen laufen höre, dann mein' ich, es liegt an mir. Denn das ist doch Leben, modernes

Leben, was da zu mir hereindringt. Aber wenn ich, so wie jetzt, auf einer Bank sitze und das Thal überblicke und sehe, wie dort hinten hinter den Hügeln ein Duft an den Bergen hängt, als läge alles viel, viel weiter weg, dann ist mir doch, als wär' ich nicht allein schuld. Man wird nicht abgenutzt hier. Es sammelt sich so viel in einem an und das macht einen reich und doch wieder arm. Wenn ein rechtes Ereignis käme und packte mich und — — ja, aber was? Und ob ich im stande wäre, aus dem Ereignis zu lernen? Weiß ich denn überhaupt, was ich will und nicht will? „Wie diese romantische Umgebung so trefflich zu Ihnen paßt, eine entzückende Folie!“ hatte er gesagt, da war er vor vierzehn Tagen hieher versetzt worden und im Wäldchen, auf dem überfrorenen Weiher, wo wir Schlittschuh liefen, klang das ganz artig. Gestern sagte er: „Sie sind längst über dieses romantische Stilleben hinausgewachsen. Sie passen nicht in diese weichstimmende Landschaft.“ Ich glaube, ich habe beide male genau das nämliche geantwortet: „Sie erschrecken mich, Herr Amtsrichter!“ Aber der scherzhafte Ton ist mir jedesmal schwer geworden. Dumm, daß ich alles so wichtig nehme und dabei nie vergeße darüber nachzudenken!“

„Adelheid!“

Sie fuhr auf. Er legte das Buch beiseite und schlang den Arm um ihre Schulter:

„Laß die Mappe, sie stört uns nicht. Das Grün, Blau und Rot, das ich da durcheinander geworfen habe, sagt ja nichts. Du weißt ja, es ist alles nur Zeitvertreib für einen Halbinvaliden. Aber du, sag, warum plagst du dich mit Grillen? Ich darf dich fragen, Heidi, denn ich bin dir um so viel Herzschnägel voraus, daß wir mindestens gleichalterig sind.“

„Gustav, du hättest die Tagebuch-Phantastien doch lieber nicht lesen sollen. Es ist ja alles Unsinn.“

„Er schüttelte den Kopf, und als sie seinem Blicken auswich, fuhr er fort:

„Sprich nicht so, du weißt, daß es kein Unsinn ist. Wir sind zu lange eines ums andere beschäftigt, um uns auszuweichen. Das heißt, eigentlich bist ja nur du beschäftigt, du um mich, und das schon fünf Jahre.“

„Siehst du, nun fängst du schon wieder an!“ schalt sie zärtlich und drückte sich fester an ihn. „Und was hab' ich denn anderes als dich und das bißchen Pflege? Ich habe dich ja so furchtbar lieb.“

Die letzten Worte wurden von einem heftigem Schluchzen zerrissen und plötzlich sprang Adelheid auf und warf die Arme um den Nacken des Bruders. Sie hatte die aufsteigenden Thränen besiegt, aber in Gustavs Augen webte ein feuchter Schleier.

„Aber so kann es doch nicht immer bleiben, Heidi“,

antwortete er nach einer Weile leise. „Du mußt doch auch für dich da sein, nicht nur für mich.“

„Für mich!“ Sie warf den Kopf in den Nacken. „Was soll ich denn mit mir anfangen! Nein, nein, wir gehören zusammen.“

Ihre Stimme klang rauh und eine qualvolle Ungewißheit jagte ihr das Blut in die Wangen. Und da — sie wußte, daß er es aussprechen würde — da erwiderte der Bruder mit einem befangenen Lächeln zu ihr aufschauend:

„Und wenn du heiratest?“

„Also doch!“ stieß sie hervor und ihre Arme sanken von seinen Schultern. Als er nicht fortfuhr, sondern still zu ihr aufblickte, fragte sie:

„Weißt du nicht, daß ich schon einmal nein gesagt habe?“ Aber ihre Blicke irrten über seinen Scheitel hinweg in das Geäst des Nußbaumes und ihre Stimme klang verschleiert.

„Das war vor drei Jahren. Aber wenn man nicht anders kann als Ja sagen?“

„Nicht anders kann? Ich versteh' dich nicht.“

Da murmelte er verlegen:

„Ich meine, wenn du ihn liebst?“

Eine Weile war es still zwischen ihnen. Ein Buchfink schmetterte dicht über ihnen seinen Lockruf in die Weite. Adelheid fragte nicht nach dem Namen des Mannes, an den Gustav dachte. Ihre Hände zuckten in den kalten Fingern des Bruders. Er hatte sie gesucht und hielt sie krampfhaft fest. Jetzt sah sie ihm ins Gesicht. Da war es ihr, als müßte sie sich zu diesem blassen Anblick, auf das ein Leiden seine Zeichen gemacht hatte, heimflüchten und den Kopf senkend, so daß ihre Stirnen sich berührten, flüsterte sie: „Ich glaube, ich lieb' ihn nicht.“

Und dann glitt sie neben ihm auf die Bank nieder und als sie sein Herz wie einen Hammer pochen hörte, nahm sie ihn in die Arme und tröstete ihn:

„Nein, nein, ich hab' ja nur dich. Wir sind ja immer, immer beieinander.“

Als die mütterliche Zärtlichkeit, die Adelheid seit dem Tage für den jüngern Bruder empfand, da er von einem schweren Anfall von Gelenkrheumatismus heimgesucht mit einem Herzleiden wieder aufgestanden war, all' die Schwesterliche Liebe, die sie seit dem Tode der Mutter für ihn gespart hatte, strömte sie in einem wirren Wortgestammel über ihn aus. Der Heberschwang ihres verhaltenen Wesens brach sich mächtig Bahn. Und Gustav schloß die Augen. Er ließ sie reden, aber ein resigniertes Lächeln lag in seinen Mundwinkeln versteckt. Auf einmal blickte er auf und sagte:

„Wenn du so sprichst, sollte man glauben, du hättest Herz genug für mich und dich und ihn.“

Da stand sie auf und erwiderte:

„Geh, du weißt nicht, was du sprichst.“

Sie drückte mit unsichern Fingern das Barett in das braune, volle Haar, ergriff das Tagebuch, das von der Bank gefallen war und unbeachtet im Gras gelegen hatte und schickte sich an, den Heimweg anzutreten. Gustav ging zu dem Kirschbaum hinüber, an dessen Fuß sein Feldstuhl stand und dann schritten sie schweigend den Zickzackweg dem Städtchen zu. Als sie die Fahrstraße erreicht hatten, die über den Hügelrücken lief, blieb Adelheid stehen. Aus den dunklen Tannen, die den Einblick in den Garten verwehrten, hob sich das rötliche Ziegeldach des väterlichen Hauses; und über das Dach hinweg sahen die Geschwister auf die Lindenallee, die auf dem alten Stadtwall angelegt war und im Sommer das Städtchen mit einem grünen Kranz umgab. Dahinter erhob sich das Gewirr der Dächer. Nachdem Adelheid eine zeitlang die Rauchwölkchen verfolgt hatte, die über den Giebeln zerflatterten, atmete sie tief auf, als gelte es eine Last abzuschütteln und sprach:

„Es ist nichts Fremdes zwischen uns, nicht wahr, Gustav?“

Er hörte die heimliche Angst mit scharfem Ohr aus ihrer Stimme heraus und antwortete:

„Gar nichts, du bist ja mein Mentor, du liebe Pallas Athene.“

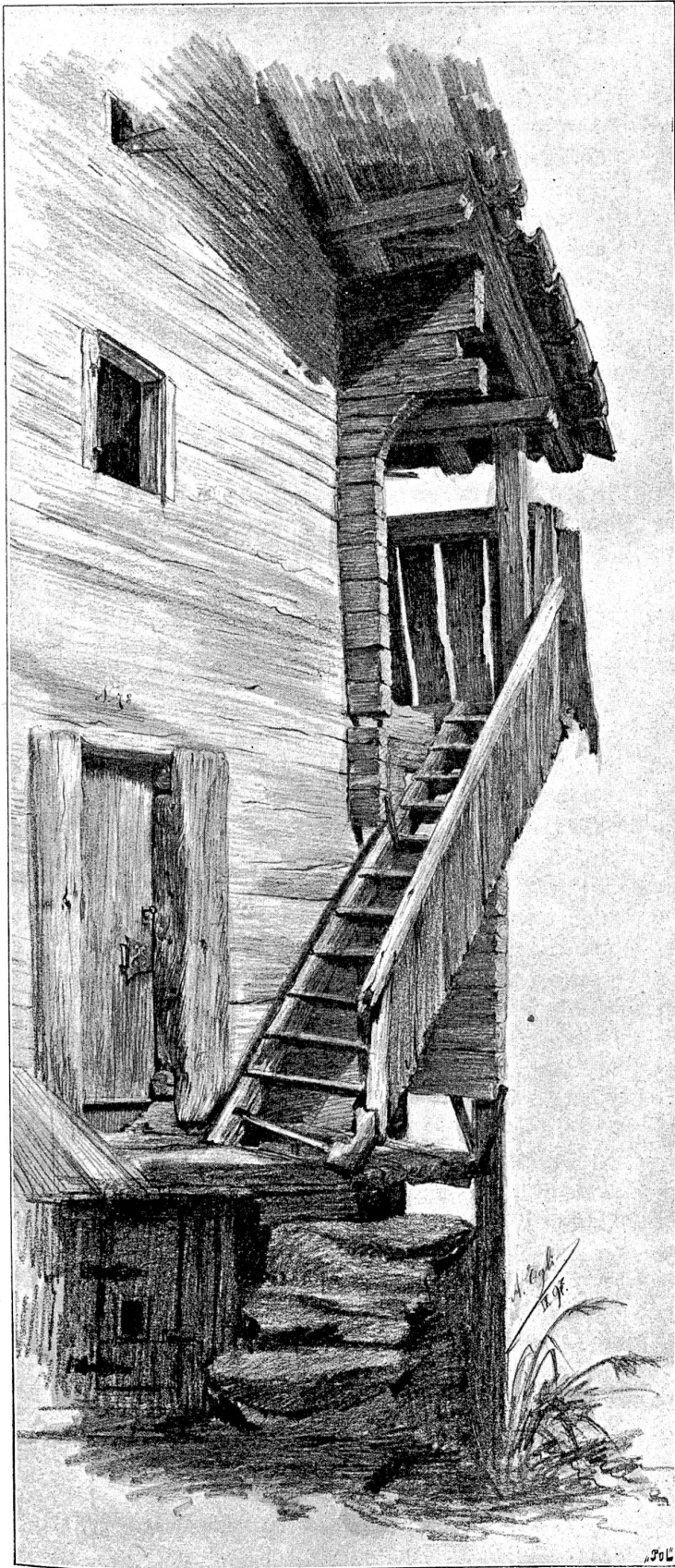
Da lächelte sie und zog seinen Arm in den ihrigen. Sie waren gleich groß, Gustav schmal und blaß, die Schwester schlank und biegsam, mit einem leichten Rot auf den Wangen. Jetzt lag die Straße schnurgerade vor ihnen, die in kaum merklicher Senkung an dem elterlichen Hause vorbei in die Stadt führte. Das Gebell eines Hundes drang zu ihnen herauf und gleich darauf ertönte eine Thürglocke. Unwillkürlich waren sie stehen geblieben. Adelheid maß mit einem schnellen Blick die Strecke, die sie noch von dem Gartenthor trennte, doch obwohl es noch mehr als hundert Schritte sein mochten, erkannte sie sofort den Herrn, der soeben aus dem Garten trat und langsam, ohne aufzublicken, der Stadt zuing. Sie sah, wie er die weißen Handschuhe abstreifte, und als Gustav ihren Arm an sich zog, fuhr sie schreckhaft zusammen. Dann heuchelte sie gleichgültige Unbefangenheit und sagte leicht hin:

„Herr Amtsrichter Wiesner hat uns eine zeremoniöse Visite abgestattet. Mama wird schelten, daß wir die Besuchszeit nicht eingehalten haben.“

Und nie hatte sie stärker empfunden, wie fremd ihr die Stiefmutter war, als in diesem Augenblick.

„Papa ist zu Hause,“ warf Gustav ein, als habe er ihre Gedanken erraten.

Lieber, viel lieber wollte sie von ihm hören, was den Amtsrichter hergeführt hatte. Zwar wollte sie es



Alter Speicher bei Oberrieden (Zürich). Originalzeichnung von A. Egli, Oberrieden.

sich nicht eingestehen, daß er um ihretwillen gekommen sei, aber die Erregung, die in ihrem Innern behte, war stärker als sie.

Nun standen sie vor dem Gartenthor. Die Gestalt des Besuchers war im Schatten des alten Turmes verschwunden, zu dem einst eine Zugbrücke geführt hatte. Jetzt stand er als ehrwürdiges Denkmal einer vergangenen Zeit mitten auf der Straße, Fußgängern ein Durchgang, den Wagen ein Hindernis. Als der Amtsrichter in seine dunkle Thoröffnung tauchte, lief ein Zucken durch Adelhoids Gestalt. Da fühlte sie plötzlich, als schon der Bernhardiner ihnen helfend entgegen sprang, daß Gustavs Hand sich krampfhaft um ihren Arm schloß. Sie sah ihm ins Gesicht. Die bläulichen Schatten unter seinen Augen traten dunkel hervor.

„Mein Gott, Gusti, was ist? Komm schnell. Es war zu viel für dich.“

Sie stieß das Thor auf und führte ihn ins Haus. Er ging wie ein Trunkener:

„Nichts, es ist nichts, nur das dumme Herzklopfen.“

Sein Malgerät fiel klappernd auf die steinerne Vortreppe. Im Hausflur trat ihnen der Vater entgegen. Er hatte sie kaum erblickt, so rief er: „Endlich, Kinder! Adelhoid, ich möchte mit dir—“

„Gustav ist nicht wohl, Papa“, unterbrach sie ihn hastig. Und jetzt sah er trotz des Zwielfichts, daß der Sohn mit geschlossenen Augen, blaß wie ein Toter, an der Schulter der Schwester lehnte. Da erstarben die Worte auf seinen Lippen und er fing den Taumelnden in den Armen auf. Er hatte alles andere vergessen und murmelte: „Mein Junge, mein lieber Junge.“

Und dann trugen sie ihn still die Treppe hinauf in sein Zimmer. Es war nicht das erste Mal, und Vater und Tochter kannten ihre Kraft. Als sie um den Kranken beschäftigt waren, der von einer Ohnmacht befallen, auf dem Ruhebett lag, sah der Vater zwei Thränen rasch nacheinander aus Adelhoids Augen auf die Brust des Bruders fallen. Das erschütterte ihn, denn die Anfälle wiederholten sich ja öfters, aber stets war Adelhoid gefaßt geblieben. Da bemächtigte sich des starken Mannes, der den Kummer um den Sohn schon längst gebändigt glaubte, eine Rührung, als sei es heute das erste Mal.

„Mein Junge“, murmelte er immer wieder und legte seine graubärtige Wange an das totenähnliche Gesicht, unbekümmert um den heftigen Aethergeruch, den die Arzneien ausströmten.

Aus dem Erdgeschoß klangen gedämpft die Töne eines Pianos herauf. Aber sie nahmen es nicht in Acht, riefen auch nicht nach Hilfe. Sie waren gewohnt das Pflegeramt zu verrichten. Als die ersten ruhigen Atemzüge wahrnehmbar wurden, richteten sie sich auf und Adelheid flüsterte, wie schon so oft:

„Gott sei Dank, es ist vorüber.“

Den Vater aber, der sich auf das Urteil seiner Tochter verließ, hob die lebhafteste Sprungkraft seines Wesens sogleich wieder über die bange Viertelstunde hinweg. Wieder vergaß er das eine um des andern willen und Adelheid an das Fenster führend, sprach er mit einem Ausdruck herzlichster Zufriedenheit in dem energischen Gesicht:

„Herr Amtsrichter Wiesner war da, Adelheid, und hat um deine Hand angehalten.“

Da wich das Blut aus ihren Wangen. Ein Sturm erhob sich in ihrer Brust, sie wußte nicht woher, aber als sich der blasse Schläfer mit einem leisen, stöhnenden Aufatmen bewegte, flog sie zu ihm hin und kniete an seinem Bett nieder. Und dem Vater mit der Hand zuwinkend, er möge das Zimmer verlassen, flüsterte sie:

„Setz nicht, Papa, er schläft.“

Herr Heiß zögerte einen Augenblick, das Antlitz seiner Tochter schien ihm einen Sturm unklarer, heftigster Gefühle widerzuspiegeln, aber als sie, ohne ein weiteres Zeichen zu geben, den Kopf neben dem müden Schläfer auf das Kissen legte, da folgte er ihrem Wunsche und verließ das Zimmer.

Nach einer Weile richtete sich das Mädchen wieder auf und setzte sich neben den Bruder an das Lager. Sie hielt seine Hand fest, bis er nach einer Stunde erwachte. Aber als er sie so seltsam fragend anblickte, wandte sie das Gesicht ab, als habe er sie über einem Unrecht ertappt. Es fiel ihr von ungefähr ein, daß sie oben, auf dem Blumenberg, eine ähnliche Regung überkommen hatte, aber ihr war, als läge dieser Spaziergang schon weit zurück. Und doch waren kaum zwei Stunden vergangen seit jenem Gespräche auf der ländlichen Bank.

II.

Ein rötliches Licht erfüllte das Wohnzimmer, das gen Westen lag. Adelheid stand in der Fensternische und wartete auf den Vater. Ein toller Wind war plötzlich lebendig geworden und jagte den Märzstaub in langen, hochaufbäumenden Wellen die Straße hinab. Über die Abendsonne, die Adelheid jenseits des Thales hinter den Bergen versinken sah, strichen purpurne Wölkchen eilig hinweg.

Herr Heiß trat rasch über die Schwelle des Speisenzimmers.

„Nein, später, liebe Frau, bitte, laß mir heute den

Vortritt“, rief er ungeduldig in das andere Gemach, dann schloß er die Thüre.

Sie waren allein. Adelheid wollte dem Vater entgegengehen, aber sie fühlte sich willenlos und unfähig ein Glied zu rühren. So blieb sie denn am Fenster stehen, durch das der Brand der Abendsonne ins Zimmer fiel. Und so reizvoll war der Anblick, daß Heiß sich ihm nicht entziehen konnte. Wie auf Goldgrund leuchtete das Oval ihres Gesichtes und ein feiner goldner Strich lief die Profilinie entlang. Ihre Augen schienen größer und ihre Hand schimmerte weiß, wie die eines Gemäldes. Gerade in diesem Augenblick war der Vater empfänglich für die Schönheit seiner Tochter, und eine gewisse Scheu dämpfte seine sonst so laute, herrische Stimme, als er auf sie zutrat und das Gespräch eröffnete:

„Nun, laß uns reden, Adelheid. Wir sind ungestört, und da du seit heute morgen weißt, um was es sich handelt, so hoff' ich, du wirst mir die Rolle nicht schwer machen.“ Ihr Ohr hörte die verhaltene Zärtlichkeit und da schoß es ihr warm zum Herzen.

„Ja, Papa, ich weiß, daß du statt meiner Mutter mit mir sprichst. Und — ein Antrag ist's, nicht wahr?“

Wie zögernd der Nachsatz über ihre Lippen kam! Er bemerkte es wohl und da fuhr er ungeduldig fort:

„Ja, Kind, Herr Amtsrichter Wiesner hat mich in aller Form gefragt, ob ich einer Bewerbung um deine Hand geneigt wäre.“

„Ah, also nur eine Vorfrage!“

Enttäuschung und Erleichterung, beides lag in diesem Ausruf. Der Vater aber trat jetzt dicht zu ihr heran und suchte in ihren Zügen zu lesen, während er sprach: „Ich bin kein Seelenkennner von Beruf, Heidi, aber siehst du, soviel glaub' ich erraten zu haben: Du bist dem Werber nicht abgeneigt. Und er, ich habe die Ueberzeugung, er liebt dich.“

Adelheids Atem ging schneller. Sie ahnte, daß der Vater recht gesehen, daß jener sie liebte. Aber noch trat ihr diese Liebe nicht nahe mit der überzeugenden Bereitsamkeit der dem wortlosen Ueberschwang trunkenen Glücks. Und noch war es etwas Fremdes, das aus der Ferne sichtbar, ihr eher bedrückend, als beglückend vor Augen stand.

„Du schweigst? So sprich doch! Es kommt dir doch nicht überraschend?“

Sie fuhr auf und stammelte:

„Nein, überraschend nicht, Papa. Aber — ich glaube, ich liebe ihn nicht. Herr Wiesner ist mir ein Fremder, das heißt ein Bekannter, aber ich glaube — Liebe ist das nicht, wenn ich es recht verstehe.“

„Verstehen, verstehen! Fühlen muß man das, Kind! Und Ungewißheit ist immer Liebe.“

Als sie schwieg und mit abwesenden Blicken vor sich hinstarrte, fuhr er fort:

„Du weißt, daß ich dich herzlich lieb habe. Ich will nur dein Bestes. Aber gerade weil ich die Ueberzeugung habe, daß diese Heirat dich glücklich machen würde, gerade deshalb muß ich in dich dringen. Ich bin ja nur ein kleiner Fabrikant, der sich mit saurer Arbeit ein ausreichendes Einkommen verdient. Mein Kapital steckt da unten in der Fabrik und ich danke Gott, daß nur mein eigenes im Betrieb ist. Das weiß Wiesner, ich hab' es ihm vorgerechnet, eine reiche Heirat ist das nicht. Aber er fragte darauf nur, wann er dir seine Aufwartung machen dürfe.“

„Mir, wann, Papa?“

Sie schrak auf und heftete den Blick auf die Thüre, als erwartete sie den Freier eintreten zu sehen.

„Ja, heute noch, ich dachte, es wäre so am besten.“

Herr Heiß war etwas verlegen. Adelheid sah ihn an und plötzlich wich sie zurück bis in die Nische und antwortete fassungslos:

„Nein, nein, ich will nicht. Ich weiß noch nicht. Und Gustav, denkst du denn nicht an Gustav?“

In der Bestürzung war ihr der Name des Bruders entflohen. Und erst, als sie ihn aussprach, empfand sie das Gefühl der Sicherheit wiederkehren, das sie seit Stunden verlassen. In dem Ansturm fremder, neuer und ungeläuterter Gefühle fand sie hier sichern Halt. Die schwesterliche Liebe, die sie mit der ganzen Kraft ihres Wesens wie mit einer Mauer umgab, die jeden Unberufenen fernhalten sollte, wallte wehrend in ihr auf. In ihr fand sie eine Helferin. Und als der Vater sie fragend anblickte, weil er sich ihren Einwurf nicht deuten konnte, fuhr sie hastig fort:

„Ja Gustav! Was soll aus ihm werden, wenn er mich nicht mehr hat? Du weißt ja, daß der Professor in Freiburg uns die größte Aufmerksamkeit empfohlen hat, und auch dann, sagte er, ist der Junge nur wie ein Kerzenflämmchen. Ein Windhauch und es erlöschet. Wer soll ihn hüten, Papa, wer? Du hast keine Zeit dazu und wer sonst! Er ist so empfindsam, daß ihn Zärtlichkeit und Pflege von fremder Hand nur aufregen würden.“

„Adelheid!“

Der Zwischenruf trieb sie aus ihrer Ecke zu ihm hin. Sie legte die verschlungenen Hände auf seine starke Schulter und flüsterte, dicht an seinem Ohr:

„Nein, Papa, sei nicht böse. Du weißt ja, wie lieb wir dich haben. Aber ich war schon zu alt, vierzehn Jahre und früh reif, da lernt man nicht mehr um. Mama weiß das recht gut und fordert nicht von uns, was wir ihr doch nicht geben können. Und siehst du, weil ich weiß, was das ist, wenn man sich

ganz gut ist, so wie Mama und ich einander sind, aber doch so fremd dabei bleibt, dann hängt man an dem Eigenen. Vielleicht fürcht' ich mich auch deshalb so vor einer fremden Neigung.“

Sie schwieg. Der Vater stand unbeweglich. Jetzt starrte er in das glühende Rot jenseits des Thales, wo die Sonne versunken war. Adelheids Hände lagen noch mit eng ineinander verflochtenen Fingern auf seiner Schulter und der Hauch ihres Mundes streifte seine Wange. Auf einmal ging ein nervöses Zucken über sein Gesicht und er sprach mit seltsam gepreßter Stimme:

„Euere Mutter ist zu früh gestorben, viel zu früh.“

Und das klang so qualvoll und aus dem Innersten heraus, daß die Tochter mit einem jähen Aufschluchzen die Hände auseinanderriß und den Nacken des Vaters umfaßte: So standen sie eine zeitlang, während draußen der Staub in wilden Schwärmen die weiße Straße herabfuhr.

Da rauschte im Zimmer nebenan ein seidenes Kleid, ein Klopfen, und Frau Heiß trat ein. Als sich die Thüre öffnete, löste Adelheid rasch die Umarmung.

„Verzeihung, aber ich glaubte eintreten zu dürfen, da das Stillschweigen ein Ende der Unterredung anzeigen schien. Ich darf dir doch Glück wünschen, liebe Adelheid?“

Die Blicke des Vaters und der Tochter trafen sich. Die Frage zeigte ihnen plötzlich, daß ein entscheidendes Wort überhaupt nicht gesprochen worden war. Dann schüttelte Adelheid mit einem wehmütigen Lächeln das Haupt und erwiderte:

„Gratulieren nicht gerade, Mama. Ich weiß aber auch nicht, ob man das so im voraus könnte, wenn ich ja gesagt hätte.“

In den weichen Zügen der Stiefmutter prägte sich ungläubiges Staunen aus.

„Ja, mein Gott, was soll denn das bedeuten? Du hast doch nicht abgefragt? Eine so gute Partie? Da gibt es doch kein Besinnen. Herr Wiesner liebt dich ja.“

Sie fingerte mit den kleinen, rundlichen Händen an dem Spitzeneinsatz ihres Kleides, und als Adelheid immer noch den Kopf abwehrend schüttelte, sah sie ihren Mann an:

„Ich bitte dich, Friedrich, ist es möglich?“

Ihre Stimme hatte einen weichen Klang, und als Adelheid nun antwortete, fiel dem Vater der Unterschied in der Klangfarbe auf. Wie tönte die Stimme Adelheids so tief und voll, einer Glocke ähnlich! Was sie sprach, vernahm er gar nicht, sondern lauschte nur auf den metallischen Klang, und dann unterbrach er plötzlich das Gespräch der beiden Frauen, indem er hastig die Uhr zu Rate zog und sagte:

„Wir wollen uns zurückziehen, Emilie.“

Frau Heiß verstummte, Adelhaid aber fuhr fort:

„Nein, nein Mama, so schnell geb' ich mich keinem fremden Menschen in die Hände. Er mag kommen und mich holen. Brech' ich für ihn mit einem Leben ab, das ich so genau kenne und so hartnäckig liebe, setz' ich ihn über alle, die ich bisher obenan gestellt habe — gut, dann muß es eben ein Bruch sein. Ich will Ersatz haben dafür, ich will ihn lieben müssen!“

„Aber so was! Was sind das für Gedanken und überschwängliche Ideen?“

Frau Heiß richtete die Worte mehr an den Gatten, als an die Stieftochter. Sie konnte sich nicht in die Gefühle des Mädchens hineinversetzen. Nichts antwortete in ihrem Innern auf die Töne, die da an ihr Ohr schlugen.

„Laß sie, Emilie“, erwiderte der Vater mit leiser Stimme, ohne eine Spur von Zorn und Ungeduld, laß sie nur, das ist nicht unseres Amtes. Das muß sie

mit dem Manne ausmachen, der sie liebt und zum Weib begehrt.“

Adelhaid war verstummt und sah den Eltern mit großen Augen nach. An der Thüre wandte sich Heiß noch einmal um.

„Du mußt den Amtsrichter erwarten, Adelhaid. Es ist ja eine schwere Entscheidung, fast eine Lebensfrage, auch für ihn.“

„Ja, Papa“, flüsterte sie, dann war sie allein in dem milden Dämmerlicht, das auf den feurigen Abend-schein gefolgt war.

Eine schwere Entscheidung — das war's, das lag ihr schwer im Blut. Sie ging an das Klavier, aber sie öffnete es nicht, sondern stützte die Ellbogen auf den Deckel und das Kinn auf die zusammengelegten Hände. So saß sie und bemühte sich, ihre Gedanken zu ordnen, ihre Gefühle zu prüfen. Und immer wieder dies sehn-süchtige, fremde Verlangen, das ihr bisher unbekannt gewesen war, und das sie glaubte bekämpfen zu müssen.

(Fortsetzung folgt).

Der Heberfall in Unterwalden

am 9. September 1798.

(Alle Originale zu unsern Illustrationen verdanken wir der tit. Stadtbibliothek Zürich).

Dieses vor hundert Jahren vorgekommene Ereignis verdient durchaus in jetziger Zeit hervorgehoben zu werden. Während aber in den Zeiten, die gleich darauf folgten, die Beurteilung desselben eine sehr partiische war, sei es zu Gunsten der mit Gewalt niedergeworfenen Unterwaldner, sei es zum Vorteil der damaligen helvetischen Regierung und der hinter derselben stehenden französischen Armee, so muß notwendig die jetzige Auffassung eine mehr objektive sein. So werden wir uns im Nachfolgenden eine unparteiische Betrachtung zur Pflicht machen.

Im Mai 1798 hatte auch Nidwalden die helvetische Verfassung angenommen und sich, wenn auch ungerne und der Gewalt weichernd, der neuen Ordnung gefügt, doch

befriedigte die Regierungsweise des Direktoriums, welches sich überhaupt in der ganzen Schweiz geringer Sympathien erfreute, in den Urkantonen wenig, und die Unzufriedenheit mußte früher oder später zum Ausbruch kommen. Hierzu gab den Anlaß die von den helvetischen Behörden von sämtlichen Bürgern geforderte Eidleistung, welche in Nidwalden im August stattfinden sollte. Der vorgeschriebene Bürgereid lautete folgendermaßen: „Wir schwören, dem Vaterland zu dienen und der Sache der Freiheit und Gleichheit als gute und getreue Bürger mit aller Pünktlichkeit und allem Eifer, so wir vermögen und mit einem gerechten Hass gegen Anarchie und Zügellosigkeit anzuhängen.“

So sonderbar auch diese Formel lautete, so muß man sich doch darüber wundern, daß sich nun die Nidwaldner, von einigen Geistlichen geleitet, so sehr daran stießen und befürchteten, daß ihre angestammte Freiheit und die Religion dadurch gefährdet werden. Sie hatten dazu allerdings einige Veranlassung in dem Auftreten der französischen Revolutionsregierung, deren Geist in einem gewissen Maße auch bei den helvetischen Behörden sich geltend machte. Es fanden nun mehrfache Verhandlungen statt über gewisse Garantien, welche den Nidwaldnern bei Leistung des Eides in dieser Beziehung gegeben werden sollten, doch führten dieselben zu keinem Ziel, ja das Direktorium verhielt sich den Abgesandten aus Unterwalden gegenüber stets schroff und ablehnend. Auch auf Seite der Nidwaldner wurde die Erbitterung und die Abneigung, den Eid zu leisten, immer größer



Der Landsturm. F. W. König del., K. Lips, sculp.